

Deutschlands Schmerztage.

d. 31. Mai und d. 2. Juni 1878.



Der 2te Juni.

Deutschlands Schmerztage.

Dunkle Tage der Heimtuchung sind über unser Land und Volk hereingebrochen. Kaum hatte der Schmerz über die schmachtvolle That des 11. Mai seinen Stachel verloren, ja, war fast verflungen in die Freude über das gnädig bewahrte Leben unseres geliebten Kaisers und über die täglichen Nachrichten von seinem dauernden Wohlbefinden, da ertönt am Freitag, 31. Mai, die Schreckenskunde von dem Untergange eines der stolzeften und stattlichsten Schiffe unserer Marine — der Panzerfregatte „Großer Kurfürst“ — auf der Höhe von Follstone. Millionen unseres Nationalvermögens waren in die Tiefe des Meeres gesunken, hunderte von jungen lebenskräftigen Seelenten hatten ihr Leben dabei eingebüßt. Trauer und Herzensangst lehrten in hunderte von Familien ein, die des Vaters oder des Sohnes so plötzlich beraubt waren! Und dem Kaiser, der sein Volk wie ein Vater liebt, bereitete die traurige Nachricht zwei schlaflose Nächte.

Unter dem beängstigenden Eindruck der unsicher schwankenden Nachrichten über Anzahl und Namen der Umgekommenen und der Geretteten verging der Sonnabend. Auch über den Sonntag breitete das betrübende Ereigniß seine düstern Schatten. Dennoch beruhigten sich allmählich die Gemüther, und manches schwerbekümmerte Mutterherz fand in dem glaubensvoll emporgesandten „Gaudi“ (Herr, erhöhe!), nach dem der Tag sich nannte, Trost und Zuversicht.

Da fiel plötzlich, wie ein Bliz aus heiterem Himmel, in die friedliche Sonntagstimmung die durch den Telegraphen über ganz Deutschland am Nachmittag verbreitete Nachricht: „Es ist zum zweiten Male auf den Kaiser von Frevelhand geschossen, und — das Mordblei hat ihn getroffen!“

Die Wirkung war geradezu eine betäubende. Zuerst wollte man es nicht glauben — es schien ja unmöglich, daß die drei Wochen zuvor fast einhellig geäußerte Entrüstung unseres Volkes über den ersten Mordanfall und die durch alle deutsche Lande aufwachsende Freude über des Kaisers Errettung nicht jeden Frevelgedanken verwandter Art im Herzen der Reichs- und Königsfeinde erstickt haben sollte! Und doch war das scheinbar Unmögliche geschehen — in kurzen knappen Worten bestätigte es eine offizielle Mittheilung des Polizeipräsidenten von Berlin.

Bergegenwärtigen wir uns den entsetzlichen Vorgang nach den zuverlässigsten Berichten.

Der im Sturm und Drang so vieler blutiger Schlachten bewährte kaiserliche Held hatte sich auch durch die am 11. Mai um Haarsbreite an seiner Stirn vorüber gefauste Kugel nicht abhalten lassen, in gewohnter Weise Tag um Tag in der Öffentlichkeit zu erscheinen. So hatte er auch am Sonntag, dem 2. Juni, nachmittags gegen drei Uhr im offenen zweispännigen Wagen seine Spazierfahrt in den Thiergarten angetreten und fuhr auf der Südseite der Linden dem Brandenburger Thore zu. Da geschah es, als er eben die Friedrichsstraße passirt hatte, daß aus dem zweiten Stode des Hauses Nr. 18 zwei Schrottschüsse abgefeuert wurden, die leider Gottes ihres Zieles nicht verfehlten. Glücklicherweise trug der Kaiser bei seinen Spazierfahrten in Berlin stets den Helm, und die kühle Witterung hatte ihn bewogen, einen Mantel anzulegen. Beides schützte ihn vor dem Neukersten, vor dem sofortigen Tode. Durch den Helm drang ein Kehlposten, aber streifte nur den Kopf, ein anderer wurde durch die Schuppentette vor dem Eintritt in die Schläfe abgehalten. Der Mantel wurde wie ein Sieb durchlöchert und schwächte die Kraut der Geschosse ab. Das Polster im Fond des Wagens und das Kußsieder waren ebenfalls durchlöchert, ja auf dem Sitz des Wagens fand man mehrere Schrottkörner, die ihres Zieles verfehlt hatten. Dennoch waren — außer einem Kehlposten — zahlreiche Schrottkörner in das Gesicht, den Kopf, beide Arme und den Rücken gedrungen.

Mit einem Schmerzenslaute neigte sich der Kaiser vornüber, richtete sich aber wieder auf, als der Leibjäger Uferwäcker in den Wagen sprang und das stehende Blut mit einem Taschentuche trocknete, das ihm ein herbeieilender Offizier gereicht hatte. Es war ein unvergeßlich wehmüthiger, herzbevegender Anblick, als nun der Wagen mit dem verwundeten Kaiser umbog und langsam dem Palais wieder zufuhr, von einer un-

endlich schmerzbevegten Menschenmenge begleitet, aus der sich der Wehruf laut Bahn brach: „Ach, unser geliebter Kaiser, unser geliebter Kaiser ist getroffen!“ Die Aufregung über die Entsetzlichkeit war eine unbeschreibliche; auf allen Gesichtern malten sich Besürzung, Trauer, Born und Entrüstung; nicht Frauen allein, auch Männer sah man heiße Thränen vergießen. Am Fenster des Hotel de Rome standen die Mitglieder der marokkanischen Botschaft um ihren weißbärtigen Führer, Sid Tibi ben Sima, der entrüstet die Fäuste ballte, wechslend und weinend.

Inzwischen drangen mehrere Personen — Bürger, Offiziere, Kriminalschutzeute — in das Haus, aus dem die Schüsse gefallen waren und stürzten die Treppen zu dem Zimmer des Mörders herauf. Es war das am weitesten nach Westen gelegene des Hauses — ein kleiner schmaler Korridor führte zu demselben. Sie fanden die Thüre verschlossen; dieselbe wich aber einigen festen Tritten. Am Ofen stand der Verbrecher, ein kleiner, schmachtiger Mann mit erhobenem Revolver, aus dem er auf den ersten der Hereinstürmenden, den Wirth des Lindenhofes Hofknecht, zwei Schüsse abfeuerte, die demselben das Kinn zerschmetterten. Gleich darauf richtete er den Revolver auf sich selbst — die Kugel ging oberhalb des rechten Auges in den Hirnschädel, den sie stark verwundete. Einer der Nachdringenden, Herr Kaufmann Dieß, sprang nun auf den Schießenden zu und drückte ihm den Arm, welcher den Revolver hielt, mit Macht an die Wand. Doch der Mensch geberdete sich so wüthend, daß ein dritter, Lieutenant Wilhelmy, sich genöthigt fand, ihm einen Säbelhieb über den Kopf zu versetzen, worauf er ihm die Waffe aus der Hand schlug, und nun bemächtigten sich die Polizeibeamten seiner und banden ihm die Hände auf den Rücken. Es wurde alsdann konstatiert, daß der Mörder auf den Kaiser aus einer doppelzüngigen Dreiseiten Büchse geschossen habe. Einige andere Waffen, alle sehr elegant, darunter zwei mehrzählige Revolver und ein scharfschließendes dolchartiges Messer in einer Scheide, wurden in dem Zimmer vorgefunden. Daneben zeigte eine stattliche Sammlung belletristischer und landwirthschaftlich technologischer Werte, die in geschmackvollen Einbänden den Hauptschmuck des sonst dürftig möblirten, ärmlich aussehenden Zimmers bildeten, für die Aussage des Verhafteten, daß er ein studirter Mann sei. Sein Name, Dr. Phil. Carl Nobiling, fand unter einer Abhandlung, die in den „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern“ erschienen war. Das Heft, welches sie enthielt, lag in dem Bücherstank.

Der in dem Zimmer mit anwesende Justizrath Dr. Horwiz richtete nun die Frage an den Mörder, ob er denn wirklich die Absicht gehabt habe, auf den Kaiser zu schießen, was Nobiling mit einem ganz deutlichen „Ja“ beantwortete; auf die Frage, was ihn zu einer solchen Frevelthat habe bewegen können, entgegnete er, das wisse er nicht; ebenso wich er der ferneren Frage, ob er denn etwa behaupten wolle, nicht zu wissen, was er thue oder weshalb er es thue, mit der tonlos hingeworfenen Bemerkung aus: das könne er nicht sagen. Das erste Zeichen einer lebhafteren Theilnahme gab der Verbrecher, als ihm Dr. Horwiz, da noch kein Arzt erschienen war, durch Entfernen des geronnenen Blutes vom Gesichte mittelst einer nassen Serviette einigen Beistand leistete. An der rechten Schläfe befand sich eine von dem Schusse herrührende starke Anschwellung, bei deren Berührung Nobiling zusammensunkte und bat: „Nicht so drücken!“ Als Dr. Horwiz hierzu bemerkte: „Aber an unseren Kaiser haben Sie nicht gedacht, und was der leiden würde!“ schlug Nobiling die Augen nieder, ohne etwas zu erwidern.

Bald darnach wurde er ärztlich untersucht und dann in dem grünen Gefängniswagen nach der Stadtvoigtei gefahren. Leider sollte diese Abführung noch ein Opfer fordern, da der kaiserliche Richter, der den Wagen führte, beim Einfahren in den niedrigen Thorweg in lebensgefährlicher Weise verwundet wurde.

Während diese stürmischen Scenen sich in der Wohnung des Mörders abspielten, war der kaiserliche Wagen an das Palais gelangt, aber nicht — wie sonst — die Kampe hin-

auf, sondern in den Hof hineingeföhren. Sorgfältig hob man den schwererwundeten Fürsten nun heraus und trug ihn in sein Zimmer, wo Generalarzt Dr. von Lauer und Professor Dr. Wilms seiner schon warteten.

Um das Palais war ein Gorden von Schutgleuten zu Pferde und zu Fuß gezogen, und in weitem Kreise umgeben dichte Menschenmassen die Wohnung des Kaisers, stumm, in angstvoller Spannung hinüber nach dem Fenster blickend, an dem er jedermann eine so bekannte und so liebe Erscheinung geworden war. Aber die Räume schienen wie ausgestorben — der dort sonst zu schauen war in rastloser Arbeit und treuer Pflichterfüllung, der lag, von der Hand des Mordweibers getroffen, auf dem Schmerzlager, umgeben von den Ärzten, die seine Wunden untersuchten.

Die Geistesgegenwart und unerschütterliche Ruhe des hohen Patienten war bewundernswürdig; keinen Augenblick verließ ihn die Besinnung und die ruhige Ueberlegung. Als man ihn in sein Zimmer trug, äußerte er bewegt: „Ich begreife nicht, warum immer auf mich geschossen wird?“ Auf das Ruhebett gelegt und nothdürftig gereinigt, ließ er sich seinen Helm bringen. „So oft hast du mich schon beschützt — jetzt wieder!“ rief er aus, als man ihm denselben mit den Spuren des Mordgeschosses — er ist achtzehnfach durchlöchert — zeigte. Als dann der inzwischen noch hinzugekommene Dr. v. Langenbeck ihn am Kopf untersuchte, bemerkte der Kaiser scherzhaft: „Nun, lieber Langenbeck, meine Haare werden Ihnen wohl keine Sorgen machen, viele sind es nicht mehr!“

Der Verlauf der Untersuchung war ein über Erwarten günstiger. Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr konnte Dr. von Lauer sein erstes Bulletin ausgeben lassen, in dem es hieß:

„Keine der Wunden deutet auf unmittelbare Lebensgefahr. Se. Majestät leidet an heftigen Schmerzen; das allgemeine Befinden hat sich wieder in erfreulicher Weise gehoben.“

Eine dankbare Bewegung ließ durch die still harrenden Volksmassen, als diese gute Nachricht bekannt wurde.

Trotz seiner Schmerzen zeigte der Kaiser die rührendste Sorge um diejenigen, welche die Gefahr mit ihm getheilt hatten, und die zarteste Rücksicht für die Seinigen. Angelegentlich erkundigte er sich nach seinem Kutscher und Leibjäger und fragte, ob sie nicht auch verletzt seien. Zu dem verwundeten Hotelbesitzer Hollsteiner sandte er Professor Wilms, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen und ihm dessen Hilfeleistung anzubieten. Später winkte er dem neben dem Bette stehenden Leibarzt Dr. von Lauer und sagte ihm, er möchte an den Kronprinzen telegraphiren und ihm den Vorfall mittheilen, denn er wolle ihm die Leitung der Geschäfte übertragen. In die Kaiserin möchte jedoch nur gemeldet werden, daß ein leichter Schuß ihm das Haupt gestreift hätte. Ausdrücklich betonte er das Wort „leichter“, um die leidende Gemahlin nicht noch mehr, als nöthig, zu betrüben.

Als sodann nach der Ansicht der Aerzte das Verbleiben des Kaisers in seinem bisherigen Zimmer für unzulässig erklärt und die Ueberstielung in eines der nach den Linden gelegenen Vorderzimmer — das sogenannte blaue Zimmer — verlangt wurde, versuchte er, dieser Veränderung entgegen zu treten und äußerte unter anderem, das Vorderzimmer dürfte wohl auch zu unruhig sein. Auf die Entgegnung der Aerzte, daß dies kein Hinderniß sei, da die Linden abgesperrt werden könnten, erhob er sofort lebhaften Einspruch und bemerkte ausdrücklich, in keinem Falle solle man die Passage auf der Alademie für Fußgänger und Wagen verhindern. Sogar seines Gastes, des Schah von Persien gedachte er in der ihm eigenen Herzengüte. Da das zu Ehren desselben angesagte Galabier natürlich in Fortfall kommen mußte, äußerte er: „Der arme Schah, der kommt nun um sein Diner!“

So kam der Abend des Sonntags heran, der für alle Zeiten als ein Tag der Trauer und der Schmach in den Annalen unserer Geschichte verzeichnet stehen wird. In zahlreichen Kirchen der Hauptstadt wurde des kaiserlichen Dulders in treuer Fürbitte gedacht. Rudolf Kögel rief seiner den Dom dichtfüllenden Gemeinde zu: „Betet für den Kaiser, daß seine Seele stille bleibe in Gott, auch in den Tagen der Fieber-

glut. Betet für unser Volk, daß dieser Kelch noch einmal an ihm vorübergehe und das heißgeliebte Leben ihm noch einmal bewahrt bleibe!“ Bei dem darauf folgenden Gebet Wilhelm Baur's kniete die ganze zahlreiche Versammlung aus freiem Antriebe nieder. Und das Gebet fand Erhörung; ja mehr als das — die stille Ergebung des Kaisers in Gottes Willen trug dazu bei, seine Genesung zu befördern und das Fieber bis zu der Stunde, in der wir diese Zeilen schreiben — fünf Tage nach dem Attentat — fern zu halten.

Am Montag, 4. Juni, spät abends traf der Kronprinz mit seiner Gemahlin in Berlin ein. Nachdem er im kaiserlichen Palais seine Mutter herzlich begrüßt hatte, begab er sich in Begleitung des Prinzen Carl unverweilt in das Krankenzimmer seines Vaters. Hier empfing ihn der Generalarzt Dr. von Lauer, dem er die Hand drückte, dann aus dessen Munde die Mittheilung über die erfreuliche Besserung des Kaisers vernahm und schließlich fragte: „Halten Sie es für rathsam, daß mich Se. Majestät jetzt empfängt?“

Dr. von Lauer begab sich nach einer Verbengung zu seinem Kollegen, dem Generalarzt Dr. Grimm, welcher am Bett des Kaisers verweilte, und kehrte nach einiger Zeit zurück, trat zur Seite und ließ mit der Meldung, daß Se. Majestät ihn erwarte, den Kronprinzen in das Zimmer zu seinem kaiserlichen Vater. Sofort richtete sich der Kaiser von seinem Lager auf und streckte dem hereintretenden Sohne die linke Hand entgegen, welche dieser in stiller Bewegung ergriff und innig küßte. Es war ein weisevoller Moment.

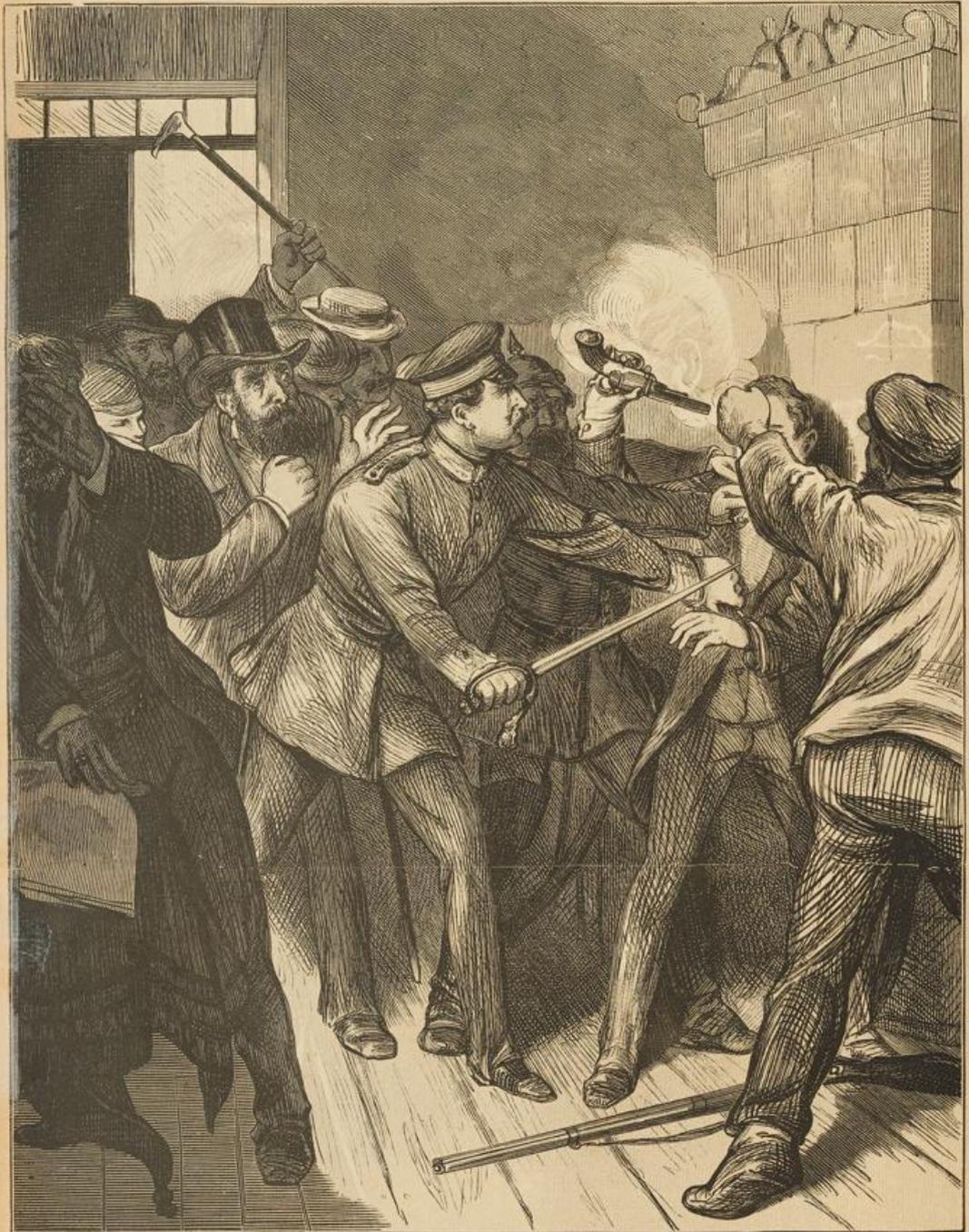
Am nächsten Morgen griff die Kronprinzessin mit praktischem Blick und praktischer Hand ein, um dem Kaiser ein bequemeres Lager zu schaffen. Nachdem aus ihrem Palais Bettgestell und Betten in das Krankenzimmer des Kaisers geschafft worden, machte sie persönlich, unterstützt von ihrer Schwägerin, der Großherzogin von Baden, und von dem Prinzen Carl, das neue Lager des Kaisers zurecht und bewirkte sodann unter dem Beistande zweier Diener die Umbettung des hohen Kranken. Erst mit Widerstreben, dann mit heiteren Scherzen ließ der an die allerstrengste Einfachheit gewohnte greise Herr sich diese Maßregeln zu seinem größeren Comfort gefallen.

So umgibt die Liebe seiner Kinder den kaiserlichen Herrn. Ein großes treues Volk umsteht in größerer Entfernung das Krankenlager und beweist nicht minder Tag für Tag in jeder Art seine Liebe. Außer Glückwunsch- und Theilnahmebotschaften von allen Ecken und Enden Deutschlands, wie auch des ganzen Auslandes, werden zahllose Blumenpenden, insbesondere die vom Kaiser bevorzugten Korablen, vielfach mit Widmungschleifen, im Palais abgegeben. Aus allen Kirchen des Vaterlandes und aus vielen Häusern steigen morgens und abends Gebete zum Throne der Gnade um Erhaltung seines Lebens empor. Auch der Kaiser hat — trotz der furchtbaren Erlebnisse der letzten Wochen — das Vertrauen auf sein Volk nicht verloren, und wenn er gesundet, wird er auch zukünftig das bekannte leichte offene Gesicht deshalb nicht mit einem geschlossenen Wagen vertauschen. Er weiß, sein Leben steht in Gottes Hand.

Wir wissen und glauben das auch. Dennoch ist es unsere Pflicht, auch die Augen offen zu halten auf des Königs und des Vaterlandes Feinde, und — so weit es in Menschenmacht steht — den Kaiser, das Reich, uns selbst vor ihnen zu schützen. Es gilt vor allem, sie scharf ins Auge zu fassen, um die drohende Gefahr ganz bemessen zu können.

Der am 2. Juni aufgetretene Mörder ist womöglich eine noch abstoßendere Erscheinung als der erste Attentäter, dessen völlige Verwahrlosung von klein auf unser Mitleid erweckt, und dessen ruchlose That auf offener Straße begangen, kaum ganz so niederträchtig erscheint, wie der mit dämonischer Ueberlegung lange vorher geplante und aus sicherem Hinterhalte feig und gemein ausgeführte zweite Mordversuch.

Carl Nobilings eigenhändig geschriebener und seiner Leipziger Doktorarbeit vorausgeschickter Lebenslauf lautet: Am 10. April des vielbewegten Jahres 1848 erblickte ich auf der königlichen Domaine Kollno bei Birnbaum in der Provinz Posen, deren Pächter mein Vater war, das Licht der Welt. Den ersten Unterricht erhielt ich von einigen Hauslehrern, von denen ich mich namentlich dem letzten, dem damaligen Kandidaten der Philologie, Herrn



Die Ergreifung des Mörders Dr. Nobiling in seinem Zimmer unmittelbar nach der That.
Nach den Schilderungen der Beteiligten an Ort und Stelle aufgenommen.



Leibarzt Dr. von Lauer empfängt den Kronprinzen bei seiner Rückkehr von England am Eingang des Krankenzimmers
in der Nacht vom 3. zum 4. Juni.

Friedrich Diepe, dessen Grundsat bei der Erziehung es war, seine Jüglinge nicht nur möglichst vielseitig in wissenschaftlicher Beziehung auszubilden, sondern sie eben so sehr auch für das spätere praktische Leben vorzubereiten, zu besonderem Danke verpflichtet fühle. Dasselbe Prinzip: „Non scholae, sed vitae“ (Nicht der Schule, sondern dem Leben) war das Leitende auf dem königlichen Pädagogium zu Jülichau, welches ich darauf besuchte und dessen fünf oberste Klassen: Ober-Tertia, Unter- und Ober-Quarta, Unter- und Ober-Prima ich in 4½ Jahren, von Ostern 1863 bis Michaelis 1867 durchmachte.

Nach zurückgelegter Schule widmete ich mich zunächst drei Jahre der praktischen Landwirtschaft, studierte darauf während drei Semester von Michaelis 1870 bis Ostern 1872 Staatswissenschaften und Landwirtschaft in Halle a. S., ging nochmals zwei Jahre in die Praxis zurück, theils auch auf mehrmonatliche Reisen, um eine größere Anzahl Wirtschaften, industrielle Etablissements verschiedener Art zu kennen zu lernen. Von Ostern 1874 bis Ostern 1875 studierte ich alsdann nochmals dieselben vorhergenannten Fächer in Halle a. S. und von da ab das 6., 7. und gegenwärtige 8. Semester an hiesiger Leipziger Universität. Leipzig, im Mai 1876.

Wir haben es hiernach mit einem Manne aus guter, ja, hochangesehener Familie zu thun, der in Haus, Schule und Universität eine sorgfältige Erziehung genossen und die akademische Bildung in ehrenvoller Weise zum Abschluß gebracht hat. Seine Doktorarbeit: „Beiträge zur Geschichte der Landwirtschaft des Saalkreises der Provinz Sachsen“ wird als eine fleißige, wenn auch nicht hervorragende Arbeit gerühmt, das mündliche Doktorexamen hatte er gut bestanden. Wie ist der Mann nun auf den grauenvoll abschüssigen Weg gerathen?

Aus Angaben seiner Jülichauer Mitschüler ergeben sich allerdings gewisse Charakterzüge, die ausgereift in dem Wilde des Mörders wieder hervortreten: schrankenlose Selbstsucht, hinterlistiges Wesen, Feigheit, Mangel an jedweder Pietät; dazu ein brennender Ehrgeiz, der ihn kein Mittel scheuen ließ, vor seinen Mitschülern sich auszuzeichnen. Allein sie erklären die Greuelthat doch noch nicht vollständig. Von viel größerem Belang ist das Zeugniß eines seiner Universitätslehrer, des Dr. Baasche in Halle. Derselbe sagt über ihn aus:

„Der Attentäter Dr. Robiling besuchte in den Jahren 1874 und 1875 zum zweiten Male die hiesige Universität, ließ sich aber, weil er Naturus eines Gymnasiums war, als Jurist immatriculieren und studierte fast ausschließlich Staatswissenschaften und Jurisprudenz. Er kam damals mit ausgesprochen sozialdemokratischen Ansichten zur Universität zurück. Ich selbst habe vielfach Gelegenheit gehabt, im staatswissenschaftlichen Seminar des Herrn Professors Conrad seine sozialistischen Auseinandersetzungen mit anzuhören und ihnen zu widersprechen; zu überzeugen war er jedoch nicht. Mit an Beschränktheit grenzendem Starrsinn hielt er an seiner vorgefaßten Meinung fest, und selbst wenn er gegen die vorgebrachten Gründe nichts einzuwenden vermochte, hielt er an der Ueberzeugung fest, daß seine Ansicht die richtige sei. Bemerkte ich noch, daß er mit seinen Anschauungen, die sich namentlich auf das Studium der Schriften Lassalles zu stützen schienen, ganz isolirt dastand und von den Mitgliedern des Seminars als konfus, einseitig verkannter Mensch verachtet wurde. Seine sozialistischen Ansichten trug er offen zur Schau, besuchte vielfach sozialdemokratische Versammlungen und hat als Mitglied des hiesigen akademisch-landwirtschaftlichen Vereins auf den wissenschaftlichen Abenden desselben mehrfach Vorträge über die Arbeiterfrage gehalten, die, ohne besondere geistige Fähigkeiten zu verrathen und ohne tiefere Begründung, ihm nur den Spott seiner Kommilitonen eintrugen. Er war bekannt unter der Bezeichnung „Petröliß“ und „Communist“, und die Spottlieder der gedruckten Dierzeigung sowie die Protokollbücher seines Vereins können als Beweis dafür dienen, wie sehr er schon damals den sozialdemokratischen Anschauungen huldigte und wie er fortwährend die Festscheide des Wages und Spottes seiner Kommilitonen war.“

Wenn man hierzu seine vergeblichen Bemühungen bei dem Preussischen statistischen Bureau in Berlin rechnet, die er in seiner Selbstgefälligkeit nicht auf Rechnung seiner mangelhaften wissenschaftlichen Befähigung gesetzt, sondern der „schlechten Organisation der Regierungsinstitute“ zugeschrieben haben wird, so läßt sich wohl verstehen, wie er — mit Gott und Menschen zerfallen und unzufrieden, in seinen Mitteln beschränkt, unfähig, sich eine angemessene Lebensstellung zu schaffen, der sozialistischen Propaganda, die gerade solche Leute brauchen kann, immer mehr anheimzufallen und — wie vermuthet wird — ein willkommenes Werkzeug der rothen Internationale werden konnte.

Soweit der schwerverwundete Königs- und Selbstmörder bis zur Stunde, wo wir dieses schreiben (7. Juni), hat verhört werden können, bestätigt sich die Erklärung seines Verbrechens aus der Verführung durch die verabscheuungswürdigen Truglehren der Sozialisten. Antlich äußert sich die ministe-

rielle Provinzial-Correspondenz über das Ergebnis der Verhöre noch wie folgt:

Im Verhör hat der Verbrecher die That nicht nur wiederholt eingestanden, sondern auch, daß er den Entschluß, das Oberhaupt des Staates zu tödten, schon seit acht Tagen gefaßt. Er habe zu diesem Zwecke die beiden Kasse des Gewehrs schon am Freitag (31. Mai) mit Schrot geladen und am Sonntag auf S. Majestät abgeschossen. Er habe Schrot gewählt, weil er geglaubt, damit besser zu treffen. Seine Absicht habe er mehreren Bekannten vorgezogen, die dieselbe gebilligt. Er wolle diese Bekannten nicht nennen, könne sie aber nicht nennen. Er habe seit Weihnachten sozialdemokratische Versammlungen in Berlin besucht. Die Grundsätze der Demokraten hätten ihm gefallen, darum habe er ihre Versammlungen besucht.“

In Uebereinstimmung mit diesen Aussagen stehen zwei Aeußerungen, die er nach dem Hödel'schen Attentat gegen das ihn bedienende Stubenmädchen gethan hat. Zu diesem sagte er: „Wenn Hödel ein schlechter Schütze gewesen ist, so werden sich andere schon finden“, und als ihm darauf das Mädchen erwiderte: „Aber, Herr Doktor, wenn der Kaiser erschossen wird, so kommt ja der Kronprinz an die Reihe“, erwiderte er cynisch: „Nun, so schießt man immer zu — so Behne nach einander — dann haben wir die Republik.“

Voraussichtlich wird Carl Robiling bald vor seinem höchsten Richter stehen, und das gutbegnadete Leben seines Opfers, des Kaisers, wird seinem Haupte und seinem Volk erhalten bleiben. Der zweite Juni wird aber doch ein Tag der Schande bleiben für unser Volk, und wohl uns, wenn sein Gedächtniß nicht zu schnell sich verwischt, vielmehr uns lange im Herzen brennt, und wir es fühlen, daß das auf den Kaiser gerichtete Nordgeschloß alle deutschen Herzen mit getroffen hat.

Es ist eine durchaus nicht wegzulugnende Schmach für unser Volk, daß im Laufe des langwierigen französischen Feldzuges, wie bei seiner vorjährigen Reise in Ost-Bohmen der Kaiser unverfehrt geblieben ist, und daß jetzt im Laufe von drei Wochen inmitten seiner Hauptstadt deutsche Frevelethände zwei Mal das menschenliche Geschloß auf seine ehrwürdige Heldengestalt gerichtet haben. Das gibt zu ersten Betrachtungen Anlaß; und nicht nur aus dem Munde der Geistlichen bei den aller Orten abgehaltenen Dank- und Fürbitte Gottesdiensten, nein, aus den Leitartikeln der politischen Blätter aller nichtsozialistischen Parteien ergeht der Ruf an unser Volk: zu dem lebendigen Gotte umzukehren, ihn wieder zu ehren in Haus und Schule, in Amt und Beruf, in seinem Namen den Kampf gegen die Mächte des Unglaubens und des Unsturzes zu führen; betende Hände zum Himmel zu heben, um Kaiser und Reich zu schützen und zu schützen.

Zu der inneren Ein- und Umkehr muß aber auch eine strengere Zucht in den Häusern, Werkstätten und Fabriken und eine schärfere Gesetzgebung wider die „moralischen Urheber“ dieser doppelten Unthat hinzutreten. Unseres Blattes Bericht über das erste Attentat schloß mit den Worten: „Werden wir auch jetzt noch es ruhig mit ansehen, wie sie unser Volk verführen, verderben? Oder ist es noch nicht genug an dem Attentat? Müßten wir noch Härteres erleben?“ Jetzt haben wir bereits Härteres erlebt, und wer das schände Jubelgeschrei der sozialdemokratischen Blätter über die Ablehnung des gegen sie gemünzten Ausnahmegesetzes, das sie unter dem Titel: „Eine verunglückte Saubach“ verhohlenen, gelesen hat, wird kaum leugnen können, daß sie in der That durch den Reichstagsbeschuß einen neuen Sieg erfochten hatten.

Nehmen wir dazu die den deutschen Namen schändende Demonstration der Sozialdemokraten vor der Wohnung unseres Kronprinzen in London — hören wir, wie auch nach dem zweiten Nordanfalle die Aeußerungen der brutalsten Rohheit, die sich in frevelhaften Redensarten über den Ausgang desselben und in grobem Unfug in der Umgebung des kaiserlichen Palais kundthun, in geradezu bedenklicher Weise zunehmen, so müssen wir durchaus wünschen und erwarten, daß endlich einmal auf gesetzgeberischem Wege gegen die sozialistische Propaganda entschieden Front gemacht wird, daß unser Kaiser wie unser Volk geschützt werde vor dem bereits unter unseren Füßen kassenden Abgrunde der sozialistischen Revolution!

Gott erhalte den Kaiser!

Robert Koenig.



„Denn sie gedachten Uebels wider dich, und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen.“ (Psalm 21.)

Szene aus einem Dank- und Bittgottesdienst für das Leben des Kaisers.

Am 5. Juni zu Leipzig nach dem Leben gezeichnet von G. Koch.

Der Untergang „Großen Kurfürst“.



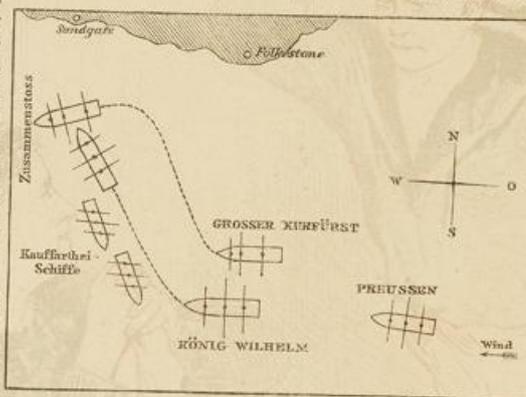
är den, der seher will, ist es Zeit, die Augen zu öffnen. Wenn Zeichen gesehen und der Himmel warnt, dann sollen wir in uns gehen und Einkehr halten. Und es hat in diesen Tagen der Angst und Noth nicht an Zeichen gefehlt, die dem Volke wie dem Einzelnen sagen, daß sie Buße thun sollen. So ist

schiff dort schwanengleich von dem Stapel lief. Das gab damals seiner Freude in einem Artikel (Jahrgang XII, S. 47) Ausdruck, und erinnerte an den Mann, dessen Namen das Schiff führte, an Friedrich Wilhelm, welcher die erste brandenburgische Flotte schuf. Freilich seine Flotte zerfiel, aber wir Spätergeborenen durften uns damit getrösten, daß einer seiner Urenkel das deutsche Seewesen seiner Bestimmung entgegenführte und der deutschen Seemacht in unglaublich kurzer Zeit Achtung in allen Meeren verschaffte. Als General von Stosch im Auftrage des Kaisers am 17. Septbr. 1875 den „Großen Kurfürst“ kaufte, da sprach er zum Schiffe: „So ziehe denn hin, werde auch du ein Grundstein deutscher Macht, und trage die Ehre des deutschen Namens weit hinaus in alle Meere.“ Heute gedenken wir trauernd der Worte, die nicht in Erfüllung gehen sollten, da nach kurzer Fahrt — seiner ersten — das schöne Schiff auf dem Meeresboden ruht, ein trostloses Wrack.

neben anderen Unglückstagen auch der 31. Mai dieses Jahres ein Tag tiefer Trauer für unsere Nation geworden, und er ist eingetrieben mit blutiger Schrift in die Annalen unserer jungen Flotte. Der „Große Kurfürst“, das schöne Schiff, das den Namen des Begründers des preussischen Ruhmes trug, liegt auf dem Meeresboden des englischen Kanals, zerstört von dem mitsegelnden Gefährten, dem „König Wilhelm“, dem stärksten Panzer

schiff der deutschen Marine, so stammt sein größerer Unglücksgefährte, der „König Wilhelm“ von der Themse, wo er vor jezt zehn Jahren vom Stapel lief. Eines der größten und stärksten aller Panzerschiffe ist es noch 50 Fuß länger als der „Große Kurfürst“ und 60 Fuß breit. Die kolossale Stärke seiner 8000

zerschiffte unserer Marine, das nach dem siegreichen Herrscher benannt ist, der Deutschlands neue Macht und Weltstellung schuf. Hell flatterte an seinem Mast die Flagge des Admirals Batsch, als gefolgt von der „Preußen“ unter Kapitän von Blanc und dem „Großen Kurfürst“ unter Kapitän von Monts das Geschwader den heimischen Hafen verließ. Aber wenige Tage nur vergingen, da war an die Stelle heller Freude und nationalen Stolzes Jammer und Groll getreten, da war vernichtet eines der schönsten Panzerschiffe, ein anderes schwer beschädigt, da war Trauer eingetroffen in hunderte von deutschen Häusern, die den



nassen Tod treuer Söhne und Brüder beweinten. — Der „Große Kurfürst“, der erst im Jahre 1875 zu Wilhelmshaven vom Stapel lief und für den Kampf auf offener See bestimmt war, hat weit über fünf Millionen Mark gekostet. Er war 300 Fuß lang, hatte über 50 Fuß Breite und war, vom Kiel bis zum Deck, 34 Fuß hoch, also so hoch wie ein mittelgroßes Haus. Von diesen 34 Fuß tauchten durchschnittlich 23 ins Wasser. In der Mitte standen die beiden sechs Fuß hohen Eisenthürme für die Kruppischen Riesengeschütze, und um diese herum lief auch noch die eisengepanzerte Kajematte. In jedem der Thürme standen zwei 26 Centimetergeschütze, deren Handhabung durch eine eigene Dampfmaschine ermöglicht wurde. Außer diesen vier Thurmgeschützen waren noch vorn und hinten je ein kleines 17 Centimetergeschütz aufgestellt. Um größere Sicherheit gegen das Sinken zu bieten, war der innere Raum in viele kleine wasserdichte Abtheilungen zerlegt. Und dieser über 300 Fuß lange Koloss war nun ringsum mit den schwersten Eisenplatten gepanzert, die im Bereiche der Wasserlinie allein neun, unter dem Wasser jedoch nur sieben, und über dem Wasser acht Zoll dick waren. Auch die Thürme hatten acht bis zehn Zoll dicke Panzer. Im ganzen waren etwa 50,000 Centner Eisen verschiedener Art für die Panzerung des „Großen Kurfürst“ verwendet worden, der mit drei Dampfmaschinen, sechs Kesseln und dreißig Feuerungen über 5400 Pferdekraft verfügte und einen Gehalt von 6660 Tonnen (à 20 Centner) repräsentirte. Wie stolz waren wir nicht, als dieses erste, ganz in Wilhelmshaven zumeist aus deutschem Material erbaute

schiff dort schwanengleich von dem Stapel lief. Das gab damals seiner Freude in einem Artikel (Jahrgang XII, S. 47) Ausdruck, und erinnerte an den Mann, dessen Namen das Schiff führte, an Friedrich Wilhelm, welcher die erste brandenburgische Flotte schuf. Freilich seine Flotte zerfiel, aber wir Spätergeborenen durften uns damit getrösten, daß einer seiner Urenkel das deutsche Seewesen seiner Bestimmung entgegenführte und der deutschen Seemacht in unglaublich kurzer Zeit Achtung in allen Meeren verschaffte. Als General von Stosch im Auftrage des Kaisers am 17. Septbr. 1875 den „Großen Kurfürst“ kaufte, da sprach er zum Schiffe: „So ziehe denn hin, werde auch du ein Grundstein deutscher Macht, und trage die Ehre des deutschen Namens weit hinaus in alle Meere.“ Heute gedenken wir trauernd der Worte, die nicht in Erfüllung gehen sollten, da nach kurzer Fahrt — seiner ersten — das schöne Schiff auf dem Meeresboden ruht, ein trostloses Wrack.

War der „Große Kurfürst“ auf deutscher Werft, aus deutschem Material erbaut, so stammt sein größerer Unglücksgefährte, der „König Wilhelm“ von der Themse, wo er vor jezt zehn Jahren vom Stapel lief. Eines der größten und stärksten aller Panzerschiffe ist es noch 50 Fuß länger als der „Große Kurfürst“ und 60 Fuß breit. Die kolossale Stärke seiner 8000 Pferdekraft repräsentirenden Maschinen verleiht dem Fahrzeug eine außerordentliche Schnelligkeit. Die Gefechtsstärke dieser Fregatte beruht theils auf ihren 23 Kruppischen Geschützen, theils auf ihrer unübertrefflichen Panzerung. Diese letztere ist so vertheilt, daß in der Wasserlinie rings um das ganze Schiff ein hoher, bis sieben Fuß unter das Wasser reichender Panzergürtel von acht Zoll starken massiven Eisenplatten läuft. Als Mannschiff hatte es vorn einen gewaltigen Sporn. Das dritte Schiff des Geschwaders endlich war die „Preußen“, in ihrer Bauart und Größe ganz ähnlich dem „Großen Kurfürst“.

Nach dem Mittelmeer, wo die Flotten fast aller europäischen Staaten wegen der orientalischen Krisis versammelt waren, sollte das Geschwader steuern, dort sollte es unsere Flagge repräsentiren, zunächst aber Plymouth an der südenglischen Küste anlaufen. Stolz verließen am Mittwoch, dem 29. Mai, die schönen Schiffe Wilhelmshaven, dampften zwischen friesischen Inseln hindurch und gewannen bei rauhem nebeligen Wetter die Nordsee. Am Freitag, dem 31. Mai, wurde der englische Kanal erreicht, jene Meerestrecke, die mehr als irgend eine andere der Welt von Schiffen belebt ist, wo der Seemann nach allen Seiten auslugen muß, will er nicht in Collision mit anderen Fahrzeugen gerathen.

Der Morgen des Unglückstages war ein schöner. Ein frischer Ostwind hatte die Nebel und Wolken zerstreut, klar blaute der Himmel über dem ruhigen Meere, als Englands Küste zur Rechten des Geschwaders auftauchte. Da lag Dover an seinen weißen Kreidestümpfen; so nahe fuhr man daran vorüber, daß alle Einzelheiten zu erkennen waren; dann folgte Folkestone, der freundliche Badeort, dann Sandgate, und überall, wo die deutschen Fregatten vorüberkamen, eilten die Leute ans Gestade, um sich an dem Anblick der stattlichen Schiffe zu erfreuen. Die letzteren fuhrten in der Art, daß so ziemlich in einer Linie „König Wilhelm“ und „Großer Kurfürst“ nebeneinander vorandampften, der letztere zur rechten des ersteren (also an der Seite der englischen Küste), und so zwar so nahe daß ihre Entfernung von einander nur etwa zwei Schiffslängen betrug. Hinter beiden dampfte in einiger Entfernung die

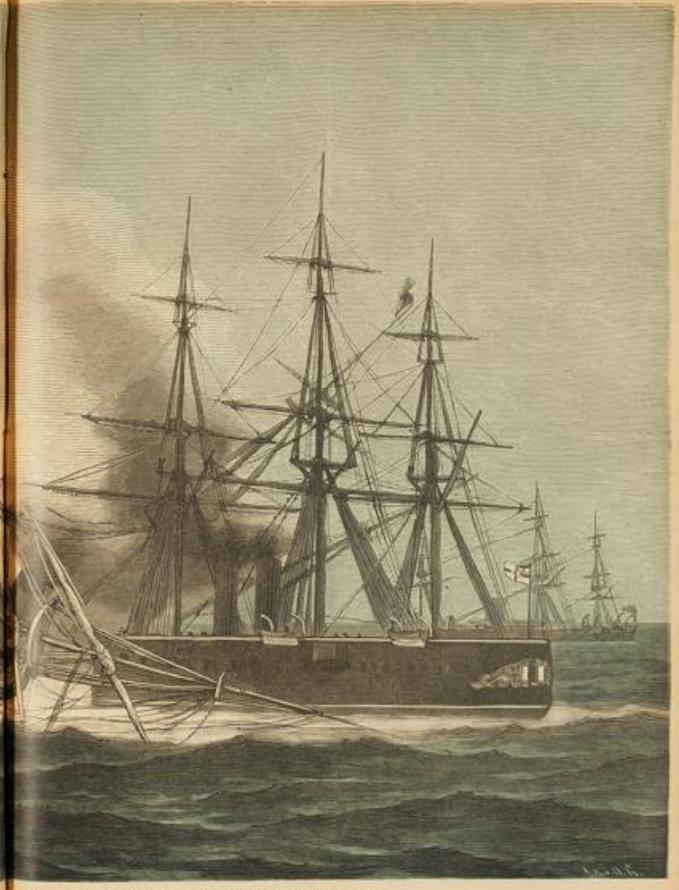


Der Unt. rang des
Grossen Kurfürst.
31^{ten} Mai. 1878.



J. Künzler.

Des Geretteten Heimkehr.



Zur Zusammenkunft des „König Wilhelm“ mit dem „Großen Schiff“ an der englischen Küste bei Sandgate, am 31. Mai Morgens 10 Uhr.
Nach den Schilderungen des Kapitäns des „König Wilhelm“ vom Vortage zum Vortage.

„Preußen“. Da trat das Ereigniß ein, welches die Katastrophe herbeiführen sollte. Von der englischen Küste her kamen zwei Barkschiffe kentrecht auf das deutsche Geschwader zu, darunter ein norwegisches, welches den Deutschen den Kurs erschwert zu haben scheint.

Der „Große Kurfürst“ wich zuerst aus und segelte hinter dem Stern der Barke vorbei, die nun auf den „König Wilhelm“ zukam, welcher jetzt seinerseits auszuweichen hatte. Unter dessen hatte der „Große Kurfürst“, wie es in einem amtlichen Bericht des Admirals Batsch heißt, wieder in seinen Kurs zurückgelent; dies hätte auch „König Wilhelm“ thun wollen, doch ereignete sich hierbei die umgekehrte Ausführung des Befehls, indem statt nach backbord (links) nach Steuerbord (rechts) ausgewichen wurde. „König Wilhelm“ traf mit seinem Stachel den „Großen Kurfürst“ seitwärts in den hinteren Theil der Steuerseite, gleich hinter dem Besanmast mitten in der Wasserlinie, an einer der gefährlichsten Stellen und schlug ihm ein furchtbares Lef.

Der „Große Kurfürst“ beschrieb einen vollständigen Kreis und legte sich dann so stark auf die Seite, daß die Zuschauer von der Küste her das ganze Verdeck übersehen konnten. Kaum eine Minute nach dem Zusammenstoße wurden beide Schiffe wieder klar, so daß sich der Schaden übersehen ließ. In Strömen schoß das Wasser durch das Lef in das Schiff hinein und alle Anstrengungen, letzteres mit Hängematten u. auch nur nothdürftig zu verstopfen, mußten schon im folgenden Augenblicke als völlig vergeblich aufgegeben werden. Es galt nunmehr die Rettung des nackten Lebens. Von der Küste her konnte man mit bewaffnetem Auge bemerken, wie die Mannschaften, welche sich auf Deck befanden, die Kleidungsstücke von sich warfen, auf das Bollwerk und die Masten hinaufkletterten und sich alsdann sofort in die Fluten stürzten. Wenige Minuten später, etwa acht, nach dem Anprall legte sich der „Kurfürst“ noch mehr seitwärts über, wälzte sich alsdann um und verfiel wie ein Stein, einen furchtbaren Strudel trichterartig nach sich ziehend. In diesem Augenblicke explodirten die Kessel und schleuderten noch eine gewaltige weiße Dampfswolke in die Lüfte, dann schlossen sich die Fluten über dem herrlichen Schiffe und Hunderte unserer waderen Brüder, namentlich die, welche sich zufällig bei dem Zusammenstoße in den unteren Räumen der Fregatte befunden haben mögen, endeten ihr Leben im nassen entsehligen Grabe.

Wohl waren die Boote des „König Wilhelm“ und der „Preußen“, sowie verschiedene Fischerboote zur Hand, um zu retten, was noch nicht die Wogen verschlungen, aber größer war die Zahl derjenigen, die ein nasses Grab gefunden. Auch „König Wilhelm“ war dem Sinken nahe; sein ganzes Vordertheil war zerstückt und von der entsehligen Wucht des Stoßes der Eisenstachel in einen Winkel von 45 Grad abgelenkt. Nur mit Noth erreichte er den schützenden Hafen von Portsmouth.

Wenn etwas im Staube ist den Jammer zu mildern, der uns bei der entsehligen Katastrophe überkommt, dann ist es die Freude über die musterhafte Disziplin und die mannhafte Ordnung, welche auf beiden Schiffen während des Ereignisses selbst herrschte. Keinen Augenblick verloren Führer wie Mannschaften die Geistesgegenwart und bis zum letzten Momente wurden mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit alle Befehle der Kapitäne ausgeführt. Schreibt doch selbst die „Times“, die sich manchmal eiferfüchtig auf unsere junge Marine gezeigt hat: „Reicht hätte ein panischer Schrecken durch unrichtige Befehle oder Mangel an Geistesgegenwart entstehen können; doch die deutsche Nation kann sich gratuliren, daß unter den fürchterlichsten Umständen die Mannschaften bei-

der Fahrzeuge eine Disziplin und eine Standhaftigkeit bewahrten, die über alles Lob erhaben sind.“ Als das Unglück geschehen war, da eilte auf dem „Großen Kurfürst“ Jedermann an seinen Posten, und der Befehl, alle Läden wasserdicht zu schließen, wurde pünktlich ausgeführt. „Ich habe nicht bemerkt“, erzählte ein Geretteter, „daß irgend jemand den Kopf verloren hätte; kein Wehklagen und Jammern, wie bei Schiffbrüchen von Passagierdampfern mit Frauen und Kindern. Ueberall feste Entschlossenheit durch ein getreues Aussharren und strenge Disziplin, so viel wie möglich zu retten und das Leben zu erhalten.“

Die aber, welche über Bord gesprungen, begannen den Kampf mit dem nassen Elemente. Es ist ein fürchterliches Ringen, und auch gute Schwimmer fühlen die Kräfte erlahmen auf der weiten Fläche, auf der zerstreut sie schwimmen. Wer nicht schwimmen kann, sucht sich in der entsehligen Todesangst an seinen Nebenmann zu klammern; er reißt ihn mit hinab in die Tiefe, die sie nicht wieder von sich gibt. Grauenvolle Bilder werden da vor uns entrollt, über die wir den Schleier ziehen wollen. So sind untergegangen mit ihrem Schiffe 274 wadere deutsche Männer: Offiziere, Ingenieure, Mannschaften und nur die kleinere Hälfte, 217 an der Zahl, mit dem Kapitän des Schiffes, Graf Monts an der Spitze, kehrte auf der „Preußen“ zurück nach Wilhelmshaven, das sie vor noch nicht einer Woche so stolz und zuversichtlich verlassen. War das ein Wiedersehen! Bitter weinend trat manche Braut, mander Vater bei Seite; der ihnen lieb und theuer — er ruhte auf kühlem Meeresgrunde, und auch die letzte Hoffnung, er könne doch noch zurückkehren, ist jetzt für immer dahin. Wie erschütternd wirkte die kleine Zahl der Besoldeten, die zum Appell antraten, denn von 81, die hinausgezogen, kehrten nur 22 zurück. Aber dem Jammer gegenüber ertheuten die Bilder des Wiedersehens, wo das alte Mütterchen den verloren geglaubten Sohn unter Thränen an die Brust drückte.

Der Untergang des „Großen Kurfürst“ ist der dritte Verlust, der unsere Marine betroffen. Auf der ostasiatischen Expedition ging in einem Wirbelsturm 1861 der kleine Schooner „Frauenlob“ zu Grunde; die „Amazone“, Preußens erstes Kriegsschiff, ist spurlos in der Nordsee verschwunden. Fast scheint es, als ob die Aera der ungefügen Panzerschiffe, in der wir leben, uns und allen anderen seefahrenden Nationen noch mehr und schlimmere Verluste bringen soll. Ein einziger russischer Torpedo genügte im verflohenen Jahre, um einen türkischen Monitor in die Luft zu sprengen. Drei Jahre erst sind verfloßen, da bohrte das Panzerschiff „Iron Duke“ in den irischen Gewässern die „Vanguard“ in den Grund. Ist es daher ein Trost, im Unglück Gefährten zu haben, so fehlt uns dieser traurige Trost sicher nicht.

Der Laie, dem das nationale Unglück zu Herzen geht, welches unsere Flotte durch den Untergang des „Großen Kurfürst“ betroffen, hat natürlich sich zu bescheiden, und kein Urtheil über die Ursachen der Katastrophe, über etwaige Schuld und über den Nutzen der Panzerschiffe zu fällen. Aber für eines dürfen und müssen wir unsere Stimme erheben. Auch jene 274 sind den Tod fürs Vaterland gestorben, in treuer

Erfüllung ihrer Dienstpflicht; sie haben Wittwen und Waisen hinterlassen, deren Ernährer sie waren; mancher Sohn, der hinauszog, ist die einzige Stütze seiner Eltern gewesen, die nun darben müssen. Für diese Zurückgebliebenen einzutreten, ihre Noth zu lindern, ist Pflicht des deutschen Volkes. Gedanket ihrer in dieser Zeit der schweren Noth und sendet, ein jeder nach Kraft und Vermögen, an das Hilfskomitee in Wilhelmshaven, eine lindernde Gabe!



Verlaggeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Dabem-Expedition (Welschagen & Klasing) in Leipzig. Druck von E. Schöner in Leipzig.